

4324

Wiener Blätter für die Freunde der Antike

Jährlich 6 Hefte

Adresse der Geschäfts-
stelle:

Wien, IX., Postamt 69,
Postfach

Gegründet 1921

Preis eines Heftes samt Zustellung:
0.50 Rm. = 0.80 s. S = 7 Dinare = 4 ö K
= 2.50 Lire = 1.20 Zloty = 0.60 schw. Fr.
= 0.50 schwed. K = 0.30 holl. Gulden

Postkonto (Oto Barenfeld in Wien)
München Nr. 31.216, Wien Nr. 89.553
Laibach Nr. 20.436, Prag Nr. 79.738
Zürich Nr. VIII 9611, Haag Nr. 113.092

VII. Jahrgang

März 1931

5. (57.) Heft

Inhalt des 5. Heftes: E. Kornemann, Neues vom Kaiser Tiberius — F. Bendor, Völkerrecht und Kriegführung im Altertum — R. Roll, Museale Bestrebungen im Altertum — S. Lamer, Julianus Apostata, Gegen das Bier — Senecas 54. Brief, übersetzt von A. von Pauly — Umschau: G. Weicker, Olympia — F. K. Steinmeyer, Die Tell-el-Amarna-Tafeln — D. Bernhard, Über Malaria-bekämpfung im klassischen Altertum — Kleine Nachrichten — Bücher und Zeitschriften

Unsere Jugend liebt den Sport. Wo fände sie dafür ein glänzenderes Vorbild als in Hellas? Wo stand Körperkraft und Körpergewandtheit in höheren Ehren als in dem Lande, das nach Olympiaden rechnete? Aber wenn unsere Jugend den Sport lieben sollte bis zur Entgeistigung, dann möge sie von den Hellenen gemahnt werden, die den Körper stählten, um den Geist zu beschwingen. Geistige Kultur ohne körperliche, körperliche ohne geistige — beide Halbheiten führen zu der gleichen traurigen Verkrüppelung. Hellas bedeutet die Vereinigung von beiden zur köstlichen Harmonie des Vollmenschtums.

Ludwig Fulda

Bibliothèque Maison de l'Orient



150093

Neues vom Kaiser Tiberius

Von Univ.-Prof. Dr. Ernst Kornemann in Breslau*

Rein menschlich betrachtet ist Tiberius die ergreifendste Gestalt unter den römischen Kaisern. Ein Mensch von hohen Qualitäten in geistiger und sittlicher Beziehung, belastet mit dem Erbe eines alten vornehmen Geschlechts in viel höherem Grade als der aus tieferer Schicht emporgestiegene Vorgänger und Staatschöpfer, ist es ihm nicht vergönnt gewesen, in den entscheidenden Jahren seines langen Erdendaseins eine dem ererbten und erworbenen Lebensinhalt entsprechende Stellung einzunehmen.

Nach Agrippas Tod (12 v. Chr.), des Mitregenten seit 18 v. Chr., blieb der Posten des „Zweiten“ im Prinzipat zunächst unbesezt. Tiberius wurde als der älteste Stiefsohn des Augustus zunächst nur der Platzhalter für die beiden präsumptiven Nachfolger im Prinzipat, die Enkelsöhne Gaius und Lucius Caesar, die durch seine Verheiratung mit Julia, Augustus' einzigem Kind, nun die Stiefföhne von Augustus' Stiefsohn wurden. Eine Doppelbelastung schwerster Art war es, ungezogene, als Prinzen stark verwöhnte Knaben ins Haus zu bekommen und nach Auflösung einer überaus glücklichen Ehe mit einer Tochter Agrippas die Julia übernehmen zu müssen, eine Frau, die in jeder Hinsicht, vor allem aber in ihrer lockeren Auffassung der Ehe, das gerade Gegenteil des vornehmen altrömisch-strengen Claudiers war.

Dies gab ihm den ersten Stoß. Trotz der Verleihung der tribunizischen Gewalt im Jahre 6 v. Chr., wodurch er in die Position des Agrippa einrückte, ging er, angewidert von dem schamlosen Treiben der Julia, noch im gleichen Jahr in die Selbstverbannung nach Rhodos, damit im besten Mannesalter auf jegliche Mitarbeit am Staat verzichtend. Im Jahre 1 v. Chr. erlosch dort die auf fünf Jahre verliehene tribunizische Gewalt und Tiberius schien politisch ausgeschaltet.

Als dann die beiden Enkelsöhne des Augustus vorzeitig dahin gegangen waren, schien sich sein Schicksal besser gestalten zu wollen. Er wurde im Jahre 4 n. Chr. zurückgerufen, adoptiert und abermals zum Mitregenten, diesmal sogar mit der Aussicht auf die Nachfolge, erhoben. Aber auch jetzt hat Augustus, der ewig Mißtrauische, den bedeutenden Mann nicht ohne Sicherungen für sich und sein Geschlecht emporgehoben. Neben Tiberius wurde vielmehr Agrippa Postumus adoptiert, wodurch der Stiefvater und sein einziger noch lebender, um 30 Jahre jüngerer Stiefsohn künstlich zu Brüdern gemacht wurden. Aber nicht genug damit: Tiberius wurde verpflichtet, seinerseits neben seinem der ersten Ehe entsprossenen Sohn Drusus den Germanicus, seines verstorbenen Bruders ältesten Sohn, der etwas älter war als der eigene Sohn, zu adoptieren. Germanicus, im folgenden Jahr mit Agrippina, einer Tochter Agrippas und der Julia, vermählt,

* = Forschungen und Fortschritte, 5. Jg. (1929), Heft 30, S. 342 f.

wurde dann Vater einer reichen Kinderschar, die seitdem als Urenkel des Augustus eine bevorzugte Stellung einnahmen. Wie viel Kränkendes lag also wieder in dieser Neuregelung des Jahres 4 n. Chr.: mehr Erniedrigung als Erhöhung, ein zweiter Schlag für den an Zurücksetzung Gewöhnten. Aber Tiberius hat auch dies auf sich genommen.

Im Jahre 14 starb dann Augustus. Als Fünfundfünfziger, d. h. beinahe in dem Alter, in welchem Caesar ermordet wurde, kam nun endlich Tiberius an die Spitze des Reiches. Es hatte den Anschein, als ob er nun wirklich selbständig werden könne. Aber die Perfidie seines Vorgängers hatte ihm einen neuen Streich gespielt: Als das Testament des Dahingegangenen geöffnet wurde, ergab sich, daß Augustus, nachdem Agrippa Postumus schon vor Jahren wegen seiner Zügellosigkeit in die Verbannung hatte gehen müssen und jetzt einem politischen Mord zum Opfer fiel, seine eigene Gemahlin testamentarisch adoptiert hatte, ja daß er sie nicht nur zur Julia, sondern auch zur Augusta erhoben hatte. Damit hatte er ihr den höchsten Titel verliehen, der ängstlich für den Schöpfer des Staates allein reserviert worden war und den keiner der Mitregenten hatte tragen dürfen. Nun trat neben den neuen Augustus die Augusta, und das Schlimmste war: die Augusta war die eigene Mutter, die dem alt und hart Gewordenen zur Seite gesetzt wurde und in höherem Maße die Sympathien des Volkes genoß als der Sohn. Es war der dritte Schlag, der den Tiberius traf. Obwohl der Augusta-Titel der Livia offenbar nur Ehrenrechte verleihen sollte, hat die Mutter, im Alter noch herrschsüchtiger als in jüngeren Jahren, dazu von Augustus stark verwöhnt, gern mitzureden, ja mitzuregieren gesucht.

So war Tiberius nun „Prinzeps“, d. h. der „Erste“ der Bürger, aber er war wieder nicht der Einzige im Zentrum des Staates. Von modernen Herrschern könnte man mit Tiberius in dieser Beziehung am ehesten Eduard VII. von England vergleichen, der auch, bis es zu spät war, im Schatten der Queen gestanden hat. Tiberius hat sein Schicksal auch bis zum Tode der Mutter tragen müssen. Er ist erst als Greis von fast 70 Jahren selbständig geworden!

Wenn diese Römer vom alten Schlag, zu denen noch Tiberius gehörte, etwas auszeichnete, so war es die Pflege der Mannestugenden. Einer der männlichsten aus diesem Männervolk ist zeitlebens an Frauen, zum Teil ihm sehr unsympathische Frauen, gekettet gewesen. Abgesehen von Antonia, der Witwe seines Bruders Drusus, und seiner ersten Gattin, die er wegen der Ehe mit Julia hatte heim schicken müssen, ist ihm das weibliche Element am Hofe bei seinen Staatshandlungen nur hinderlich und sein Privatleben verbitternd entgegengesetzt. So hat er in der Mannentreue seines Gardepraefekten Sejani Ersatz gesucht und der Berrat dieses Mannes, auf den er felsenfest vertraut hatte, hat ihm dann den Rest gegeben und ihn zu dem einsamen Menschenhasser von Capri gemacht.

Ein gütiges Schicksal hat es gefügt, daß wir von diesem menschlich so interessanten Herrscher wieder einen Brief in die Hände bekommen haben. Schon vor 20 Jahren konnte ich einen von Theodor Wiegand aufgefundenen Brief des Tiberius aus Nizanoi in Kleinasien, verbaut in die Treppe eines türkischen Hauses, veröffentlichen. Er enthält den Dank für den Glückwunsch der Gemeinde aus Anlaß der Adoption und der Verleihung der Mitregentschaft im Jahre 4 n. Chr. und ist geschrieben in Bononia in Gallien (Boulogne-sur-Mer), wo sich offenbar Tiberius vor dem großen Germanenfeldzug dieses Jahres aufgehalten hat. Der neue Brief ist von S. B. Kougeas in Gytheion (Lakonien) gefunden und zuerst veröffentlicht worden. Er ist ein Jahr nach dem Regierungsantritt als Antwort auf ein an Tiberius und seine Mutter gerichtetes Schreiben der Gemeinde geschrieben und spricht den Gytheaten den Dank für die dem verstorbenen Augustus und ihm, dem regierenden Kaiser, sowie seiner Mutter beschlossenen göttlichen Ehren aus. Während die Ehrung für Augustus unter Hinweis auf dessen Wohltaten für die ganze Welt angenommen wird, lehnt Tiberius aber für seine Person die ihm angetragene göttliche Ehrung ab. „Ich selbst bin mit bescheideneren, mit menschlichen Ehren zufrieden“, schreibt er wörtlich. Hier spricht der Monarch zu uns, der 10 Jahre später bei einem ähnlichen Antrag der Provinz Baetica im Senat die denkwürdigen Worte gesprochen hat: „Ich bin ein sterblicher Mensch mit menschlichen Pflichten, und mir ist es genug, wenn ich meine Stellung als Prinzeps ausfülle“ (Tac. Ann. IV 37). Was die Mutter betrifft, so gibt er für sie keine Antwort, sondern behält ihr die Entscheidung vor. Die Mutter aber hat hier nicht wie der Sohn, sondern wie der verstorbene Gatte gedacht und die angebotene Verehrung angenommen. Wenigstens erscheint sie in dem gleichzeitig mit dem Tiberiusbrief gefundenen Statut für die Kaiserfeier in Gytheion als Τύχη τῆς πόλεως, woraus wir einen Rückschluß auf ihre Antwort an die Gytheaten wagen dürfen.

Dasselbe Statut zeigt uns, wie sich die Gemeinde nach der ablehnenden Antwort des Herrschers aus der Affäre gezogen hat. Tiberius' Ehrung ist seinem Wunsch entsprechend ganz menschlich gehalten. Er wird als Augustus et pater patriae (Σεβαστός καὶ πατὴρ πατρίδος) gefeiert, d. h. durch die höchsten menschlichen Würden ausgezeichnet, die sein Vorgänger geführt hatte, obwohl er auch den Titel „Vater des Vaterlandes“ in seiner Bescheidenheit immer abgelehnt hat. Im übrigen enthält dieses Statut, das fast vollständig (40 Zeilen) erhalten ist, noch sehr viel Interessantes — neben dem Augustus mit der Augusta werden auch die Caesaren Germanicus und Drusus geehrt, endlich am 6. Tag des Kaiserfestes auch Flamininus, der Befreier Griechenlands vor 200 Jahren — und gibt uns ein lebendiges Bild, wie der städtische Kaiserkult im Osten damals durch Festakt der Behörden im Theater mit Opfern vor den Kaiserbildern und Gesang sowie durch Festzug der Bürgerschaft zum Kaiserheiligtum am Marktplatz ausgeübt wurde.

Völkerrecht und Kriegführung im Altertum*

Von Professor Dr. Franz Bendor in Köln

Vielberufen ist die Stelle bei Homer (Od. I 261 ff.), wo Odysseus zu Ilos nach Ephyra geht:

„Menschentötende Säfte zu holen, damit er die Spitze
Seiner gefiederten Pfeile vergiftete. Aber sie gab ihm
Ilos nicht; denn er scheute den Zorn der unsterblichen Götter.“

Diese Weigerung des gottesfürchtigen Ilos hat zu vielen optimistischen Ausführungen über die fortgeschrittene Humanität Anlaß gegeben. Tatsächlich wurden auch später giftige Waffen ebenso gebraucht wie heute verschiedene menschenfreundliche Erfindungen unseres hochkultivierten Zeitalters. Übrigens erhielt Odysseus das gewünschte Gift von anderer Seite, die weniger skrupulös war. — Von der geringen Ehrlichkeit gegenüber dem Feinde zeugt der heimtückische nächtliche Überfall des spartanischen Königs Kleomenes auf die Argiver während eines Waffenstillstandes; er glaubt im Rechte zu sein, weil die Waffenruhe ja auf eine gewisse Anzahl von Tagen festgelegt ist. Solche Fälle listiger Niedertracht kennt die antike wie die mittelalterliche Kriegführung Dutzende.

Daß man nicht jeden Gegner tötet, ist weniger Menschlichkeit als Profitgier. Denn die menschliche Kriegsbeute wird von den Sklavenhändlern, die dem Heere folgen, gut bezahlt. Bei der ersten Landung im karthagischen Gebiet schleppten die Römer über 20.000 Zivilgefangene fort (Pol. I 29). Daß umgekehrt auch Zivilisten Soldaten abfangen, falls sich ihnen Gelegenheit dazu bietet, kann nicht Wunder nehmen, da dem Altertum eine Scheidung der Begriffe in dieser Hinsicht durchaus fremd ist (Liv. XXXIII 15). Vom Umfang des Handels mit Kriegsgefangenen gibt uns die Mitteilung des Livius (XXXIV 50) einen Begriff, nach der sich noch im Jahre 197 v. Chr. allein in der griechischen Landschaft Achaia etwa 1200 Römer als Sklaven aus der Zeit des zweiten punischen Krieges vorfanden. Die nicht verkauften Gefangenen werden zu Staatsklaven gemacht und für öffentliche Arbeiten benutzt oder als Ruderer zu dem aufreibenden Galeerendienst gepreßt. Vielfach erhalten sie durch Loskauf oder Austausch ihre Freiheit wieder. Bei einem Friedensschluß muß die besiegte Partei alle Angehörigen der siegreichen Nation ohne Lösegeld ausliefern. Die Römer verzichteten jedoch auf die Rückgabe von Soldaten, die zum zweiten Male gefangen sind. Überhaupt kaufen sie nicht leicht Gefangene los. Siegen oder Sterben ist auch in diesem Punkte ihre Parole, selbst nach den furchtbaren Verlusten bei Cannae (Pol. VI 58; Liv. XXII 60).

Die Behandlung der Gefangenen war vielleicht noch schlimmer als die sonstiger Sklaven. Geradezu entsetzliche Dinge werden uns aus der alten

* Vgl. W. Bl. VII 3, S. 56 f. u. VII 4, S. 82 f.

Kriegsführung überliefert. Demgegenüber bedeutet es nicht viel, daß wir z. B. bei Cicero (de off. I 35) lesen: „Nach einem Siege sind die zu schonen, welche im Kriege nicht grausam und unmenschlich gewesen sind.“ Die Griechen machen einen Unterschied zwischen freigeborenen Stammesgenossen, Ausländern und Sklaven; erstere stehen unter einem ziemlich milden Kriegsrecht. Wegen ihrer Unmenschlichkeit werden besonders die Karthager von römischen und griechischen Schriftstellern getadelt. Hannibal selbst handelt in jeder Weise ritterlich, muß aber dafür die Beschimpfung der Leiche seines Bruders Hasdrubal erleben. Graufig wirkt die Schilderung des Livius (XXII 51) vom Schlachtfeld von Cannae. Selbst die Verwundeten werden nach dieser wohl rhetorisch übertriebenen Darstellung von den Karthagern abgeschlachtet. Aber auch die Römer selbst kennen keine Schonung. Nach Erstürmung einer Stadt pflegen sie alles, selbst Kinder und Tiere niederzumeheln und gräßlich zu verstümmeln (Pol. X 15). Bei ihnen haben die Bewohner erstürmter Städte auch nicht die Vergünstigung, sich loskaufen zu dürfen. Bei freiwilliger Übergabe behalten Civilisten und Besatzung gewöhnlich ihre persönliche Freiheit, und zwar wird ihnen meist der Abzug gestattet „mit einem Rode“, d. h. mit dem, was sie auf dem Leibe tragen. Sonst aber wird der Feind ganz im Gegensatz zu heute um so grausamer behandelt, je wackerer seine Verteidigung war. Nur die Perfer behandeln den tapferen Gegner ritterlich (Herodot VII 181 u. 238). Xerxes ließ allerdings den Leichnam des heldenmütigen Leonidas schänden.

Ist nach dem Gesagten schon die reguläre Kriegsführung jeden Mitleids bar, so wird sie gegenüber abtrünnigen Bundesgenossen und Söldnern wahrhaft schaudererregend. Die Söldner gelten dem Altertum überhaupt nur als eine Ware, die man sich vom Halse schafft, sobald sie lästig wird (Pol. I 9). Rebellen, Verräter und Überläufer sind natürlich erst recht vogelfrei und von allen Vertragsbestimmungen ausgeschlossen. Besondere Vergünstigungen für Fürsten und hohe Offiziere kennt das alte Kriegsrecht nicht; auch sie werden getötet, versklavt oder mißhandelt. Meist ist ihr Los noch härter als das der gewöhnlichen Sterblichen, es sei denn, daß eine Schonung aus politischen Motiven rätlich erscheint. Krösus wird zum Tode verurteilt, die athenischen Admirale in Syrakus trifft das gleiche Geschick; der vor Hunger fast wahnsinnige Jugurtha wird im römischen Staatsgefängnis erdrosselt, Hannibal und Mithridates wie ein wildes Tier von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel gehetzt. Priester, Gesandte und Herolde jedoch sind unverleßlich oder sollen es sein; ebenso die Tempel und Grabstätten. In diesem Punkt üben die Griechen sogar den Barbaren gegenüber Rücksicht, wie denn Alexander die persischen Heiligtümer achtet, obwohl ihm das Wiedervergeltungsrecht ihre Zerstörung gestattet hätte. Am gewissenhaftesten beobachten die Römer diese Rücksicht gegen fremde Gottheiten. Sie fordern sogar vor einem Sturm offiziell die fremden Stadtgötter auf, sich in Sicherheit zu bringen.

Wie die Gefangenen, so sind auch die Gefallenen mit ihrer Habe Eigentum des Siegers. Man beraubt sie ihrer Wertsachen, besonders der Rüstung und läßt sie unbestattet liegen. Doch pflegt man im allgemeinen die Beerdigung wenigstens nicht zu hindern. Regel ist, daß die unterlegene Partei einen Waffenstillstand zu diesem Zweck beantragt. Diese durch einen Herold vorgebrachte Bitte gilt als Eingeständnis der Niederlage; deshalb zaudern bei Mantinea 362 v. Chr. beide Parteien lange mit der Sendung eines Herolds (Diodor XV 87). Eine Waffenruhe zu diesem Zweck wird fast nie abgeschlagen. Neben der Unantastbarkeit der Heiligtümer und Gesandten ist dies der einzige Brauch, der allgemein völkerrechtlich anerkannt ist, ja es ist der erste Ansat zu einem Völkerrecht überhaupt, der nicht rein religiöser Natur ist. Denn die Gesandten stehen direkt unter göttlichem Schutz, sind vielfach selbst Priester oder gehören einem besonders geweihten Geschlecht an. Aber auch bei der Waffenruhe zur Beerdigung der Gefallenen spielt ein religiöses Moment mit; denn der unbestattet Verstorbene mußte ruhelos umherirren und konnte nicht in die Unterwelt gelangen. Von den zahlreichen Beispielen dieser Art ist der tragische Konflikt in der Antigone das bekannteste. Dem Streit um die Leiche des Patroklos widmet Homer mehr als ein ganzes Buch. Der bedrohte Hektor sucht durch einen Vertrag mit Achill seinen Leichnam zu retten (II. XXII 256 ff.):

„Ich werde dich nimmer mit Schmach mißhandeln, verleihst mir Zeus, als Sieger zu stehn und dir die Seele zu rauben;
Sondern nachdem ich geraubt dein schönes Gewaffen, Achilleus,
Geb' ich die Leiche zurück an die Danaer. Tue mir Gleiches.“

Auf den Tod verwundet fleht der Held nochmals den erbarmungslosen Sieger an (338 ff.). Der rachsüchtige Pelide hat die letzte Bitte des Sterbenden nicht erfüllt, sondern den Leichnam des Helden geschändet. Homer verurteilt diesen Frevel scharf, während er über die Abschachtung von zwölf vornehmen troianischen Jünglingen als Totenopfer für Patroklos kurz hinweggeht. Schließlich gibt Achill die Leiche Hektors doch heraus und gewährt einen Waffenstillstand zu seiner Bestattung. Mit dem Fortschreiten der Humanität wurde es bei den Griechen Sitte, auch die Leichen der Feinde zu beerdigen, falls diese selbst nicht dazu imstande waren; ausgenommen sind jedoch Verräter und Tempelräuber (Diod. XVI 25); ebenso gefallene Nichtgriechen.

Ist nach den bisherigen Ausführungen die Person des Feindes fast vogelfrei, so gilt das erst recht von seinem Eigentum. Man begnügt sich in der ältesten Zeit nicht damit, die bewegliche Habe fortzuschleppen, sondern vernichtet auch alles andere in blinder Zerstörungswut. Schlimm ist in erster Linie die Vernichtung der Fruchtbäume, weil hiedurch die Landwirtschaft auf lange Jahre ruiniert wird; braucht doch der Ölbaum, der für die alten Kulturländer hauptsächlich in Frage kommt, etwa 30 Jahre, bis er Früchte trägt. Gerade in dieser Hinsicht setzen schon früh völkerrechtliche

Bestrebungen ein. Schon Moses untersagte die Vernichtung der Fruchtbäume im Feindesland; Plato verlangt im Staat (5 p. 470) ein solches Verbot wenigstens für die Griechen. Bei Polybios finden wir schon ganz moderne Anschauungen (V 11): „Festungen, Häfen, Städte, Leute, Schiffe, Früchte und dergleichen den Feinden wegzunehmen und zu verderben, um dadurch den Gegner zu schwächen und die eigenen Interessen und Unternehmungen zu fördern, dazu zwingen uns die Gesetze und Rechte des Krieges. Ohne Aussicht aber, die eigenen Interessen und Unternehmungen zu fördern oder den Feinden für den Krieg, der eben geführt wird, Schaden zuzufügen, Tempel und mit denselben Bildsäulen und allerlei Werke dieser Art ohne alle Not zu zerstören: wer sollte hierin nicht die Handlung eines Wahnsinnigen und Rasenden erkennen? Denn ein rechtschaffener Mann darf im Krieg mit solchen, die sich verfehlt haben, nicht auf Zerstörung und völlige Vernichtung, sondern nur darauf ausgehen, daß die begangene Schuld gesühnt und wieder gut gemacht werde. Statt unschuldige Dinge zugleich mit den Frevlern dem Untergang zu weihen, soll er lieber zugleich mit den Unschuldigen die Frevler zu retten und dem Untergang zu entreißen suchen.“

Also nur insoweit dem Gegner Schaden, als zur Durchführung des Kriegsziels nötig ist; jede überflüssige Härte vermeiden! In die Praxis sind derartige Ansichten leider nicht umgesetzt worden. Vor allem die Römer plündern und zerstören systematisch und barbarisch; Syrakus, Karthago und Korinth sind traurige Beweise dafür. Schwerlich hätte auch ein Feldherr seine Soldateska davon abhalten können. Die naive Anschauung des Altertums sieht in der Beute nur den wohlverdienten Lohn für die Anstrengung im Kriege. Dem Makedonerkönig Philipp wird von den Griechen allen Ernstes der Vorwurf gemacht, er handle unritterlich, weil er auf seinem Rückzug die Städte zerstöre und verbrenne und so dem Sieger den Preis verderbe (Pol. XVIII 3; Liv. XXXII 33). Bei sofortiger freiwilliger Übergabe werden feste Städte allerdings schon aus taktischen Gründen gewöhnlich geschont und kommen meist mit einer starken Kriegskontribution davon. Für ihr weiteres loyales Verhalten sorgen dann Geiseln in großer Anzahl.

Es mag genügen, hier die Behandlung des Feindes und seines Eigentums im Landkriege kurz skizziert zu haben. Von einem Seerecht ist auch nicht die leiseste Spur in der ältesten Zeit vorhanden, vielmehr gehören Seehandel und Seeraub zusammen. Erst als die Römer Herren der Welt geworden waren, vermochte Pompeius das Mittelmeer von der Seeräuberpest zu säubern . . .

Museale Bestrebungen im Altertum

Von Dr. Rudolf Noll

Die modernen Museen sind meist öffentliche, vom Staat unterstützte und von Gelehrten geleitete Institute, denen 1. das Sammeln, 2. die Erhaltung und 3. die Auswertung der Kunstwerke und anderen Museumsbestände zu wissenschaftlicher Verarbeitung und zu volksbildnerischen Zwecken obliegt. Im klassischen Altertum bezeichnete jedoch das Wort Museum nicht ein derartiges wissenschaftliches Institut, sondern ursprünglich einen den Musen geweihten Ort, z. B. das Museion am Helikon, also eine durchaus religiöse Einrichtung. Die Erinnerung an diesen kultischen Ursprung bewahrte auch noch das Museion zu Alexandria, ein Werk der beiden ersten Ptolemäer (Pt. Soter † 283, Pt. Philadelphos † 247); diese großartige Schöpfung, die ein Mittelglied zwischen klösterlicher Gemeinschaft, Akademie und Universität darstellte und deren Zentrum die berühmte Bibliothek war, hatte als Vorsteher einen Priester. Beachtenswert ist aber, daß es eine aus Staatsgeldern erhaltene gelehrte Institution war (vgl. Strabon XVII 794). Bei den Römern bedeutet Museum einen zurückgezogenen Ort, an dem man seinen Studien obliegt (vgl. Varro de r. r. III 5, 9); so ist auch im Mittelalter Museum = Studierstube, Laboratorium; vgl. Wagner in Goethes Faust: „Ach! wenn man so in sein Museum gebannt ist und sieht die Welt kaum einen Feiertag . . .“

An die Feststellung, daß im Altertum das Wort Museum nicht in dem uns heute geläufigen Sinne gebraucht wurde, wollen wir nun die Frage knüpfen: Gab es überhaupt in der Antike Einrichtungen, die ganz oder teilweise musealen Zwecken dienten? Von wann an darf man eigentlich museales Sammeln erwarten? Das Entstehen musealer Bestrebungen ist wie bei kulturell tiefstehenden, so auch bei jungen Völkern von vorneherein unwahrscheinlich; denn diese sind noch zu sehr mit den Elementarerfordernissen des vitalen Staatslebens beschäftigt und bedürfen vorerst einer Festigung der Staatsgrundlagen. Gaben z. B. die Athener nach dem Persereinfall die vielen zertrümmerten Kunstwerke auf der Akropolis in ein Museum? Gewiß nicht! Denn das Volk war noch zu jung, hatte ganz andere Aufgaben vor sich und war in seinem kraftvollen Selbstbewußtsein wenig zu historischen Reflexionen disponiert. Es ist nämlich nicht zu übersehen, daß neben einem gesunden Sinn für die aus vergangenen Zeiten überlieferten Werte in den musealen Bestrebungen doch auch immer ein gewisses Schwächegefühl liegt.

Ganz unbeabsichtigt und allmählich erwachsen die ersten Museen in den Tempeln, deren Bestände zwar vorwiegend aus kultischen Bedingungen als Weihgeschenke u. dgl. zusammenkamen, die aber damit eine Fülle von seltenen oder denkwürdigen und darum wertvollen Gegenständen sicher für künftige Zeiten bewahrten. Ganz ähnlich steht es mit den Kirchenschätzen

des Mittelalters¹⁾. Daß im Altertum die Tempel wegen ihrer Bestände an Kunstwerken eifrig von Touristen aufgesucht wurden, ist uns vielfach überliefert; so heißt es z. B. bei Cicero (Verr. IV 2, 4) von dem berühmten Gros des Praxiteles zu Thespia: . . . propter quem Thespieae visuntur, nam alia visendi causa nulla est.

Den musealen Bestrebungen günstig war vor allem jene veränderte Einstellung zu Kunst und Künstlern, wie wir sie von etwa der zweiten Hälfte des 4. Jh. an feststellen können: Die allgemeine kulturelle Entwicklung und Hochblüte führt zu einer vergleichenden Rückschau, wobei bald das Gefühl aufsteht, daß der Höhepunkt bereits überschritten ist; die Werte der Vergangenheit glaubt man nicht mehr übertreffen zu können. Gleichzeitig wird die Stellung des Künstlers geachteter, er erzielt für seine Werke höhere Preise und damit erfolgt auch eine Preissteigerung für die Arbeiten bereits verstorbener Künstler. Die Vergangenheit wird also wertvoll und das Kunstwerk zum Wertobjekt. Kunstsammlungen entsprechen nun nicht nur einem kulturellen Bedürfnis, sie werden auch vom rein materiellen Standpunkt aus vorteilhaft und sie entsprechen überdies dem Repräsentations- und Luxusbedürfnis des prunkliebenden Hellenismus.

Aus kunsthistorischen Tendenzen entstandene großzügige museale Sammlungen begegnen uns zum ersten Male bei dem Herrschergeschlecht der Attaliden in Pergamon. Zum ersten Male finden sich hier museale Gedanken, die modernen ähneln. Aus wiedergefundenen Statuenbasen und Schriftstellernachrichten können wir die Bestände dieses Museums, das mit einer Bibliothek verbunden war, zum Teil noch rekonstruieren. Es ergibt sich daraus, daß man in planvoller Weise Kunstwerke der verschiedensten Schulen und Jahrhunderte zusammengebracht hatte, daneben aber die Sammlung, sowohl die Skulpturen als auch die Gemälde, durch Kopien ergänzte. Für das Entstehen kunsthistorischer Studien boten diese Sammlungen eine geeignete Grundlage: man sammelte Nachrichten über die Künstler, schuf eine Periodeneinteilung und Wertung der griechischen Kunst, und diese Kodifizierung war für die Folgezeit, vor allem für die Kunsturteile der Römer, sicherlich von großer Bedeutung.

Aus etwas späterer Zeit kennen wir in Mithradates Eupator (132—63 v. Chr.), dem König von Pontos, einen anderen berühmten Sammler, der die erste Gemmensammlung und auch sonst prächtige Kunstwerke

¹⁾ Eine bewußte Verbindung von Gotteshaus und Museum ist das „Prunnerkreuz“ auf dem Zollfelde bei Klagenfurt: Domenicus Prunner, Sekretär der kärntnerischen Landstände, ein großer Freund der römischen Altertümer, grub dort auf dem Boden des alten Virunum; vor die Aufgabe gestellt, den gefundenen Steindenkmälern einen halbwegs geschützten Aufstellungsplatz zu verschaffen, hatte er den praktischen Einfall, im Jahre 1692 dem hl. Antonius, „dem Schutzpatron der Suchenden“, eine Kapelle zu weihen, in deren Wände er seine Fundstücke einmauern ließ.

befessen haben soll, was man dieser rauhen Kriegernatur fürs erste gar nicht zutrauen möchte. Ebenso interessant ist die Persönlichkeit *Juba II.*, Königs von Mauretanien (25 v. bis 23 n. Chr.), der in seiner Residenzstadt Caesarea (heute Cherchel) neben einer Bibliothek auch eine Kunstsammlung besaß, in der sich neben Originalen auch Kopien befanden.

Die musealen Tendenzen der nüchternen Römer sind vor allem dadurch begünstigt gewesen, daß für sie in besonderem Grade das Kunstwerk Wertobjekt ist. Selbst lange Zeit unproduktiv, wußte sich Rom die erforderlichen Kunstwerke auf ebenso einfache wie billige Art durch den *Kunstraub* zu verschaffen (vgl. *Berres*). Aber auch späterhin war der Kunstsinne der Römer im allgemeinen angelernt und sehr äußerlich; man vergleiche nur einmal, was *Plinius n. h.* 35, 4 über seine eigenen Landsleute sagt. Wie sehr aber doch die Berechtigung und Bedeutung musealer Sammlungen schon in augusteischer Zeit einzelnen zur Selbstverständlichkeit geworden waren, lehrt uns eine Nachricht desselben *Plinius* (35, 26) über *M. Agrippa*, der in einer berühmt gewordenen Rede verlangt hatte, daß der gesamte Kunstbesitz dem Publikum zugänglich gemacht werden mußte.

Auch bei den Römern war lange der Tempel das Museum und viele Tempel erlangten allmählich rein musealen Charakter, wie uns dies *Strabon* (XIV 637) von dem gefeierten *Heraion* von *Samos* berichtet. An vielen Kultstätten gab es auch eigene museale Gebäude (vgl. z. B. *Paus.* X 38,6). Allmählich entstanden daneben die vielen großen und kleinen *Privatsammlungen*, besonders bedeutungsvoll die der Kaiser. Schon zur Zeit des *Vitruv* (vgl. *de arch.* VI 5, 2; 3, 8; 4, 2) waren für die *nobiles* Bibliothek und Gemäldegalerie unerläßliche Repräsentationsfache. Kunstliebhaber, -kenner und -sammler zu sein gehörte zum guten Ton, und eine bisweilen an das *Exzentrische* streifende Sammelwut ging damit Hand in Hand. Schon von *Cäsar* berichtet uns *Sueton* (c. 47), er habe Kunstschätze *animosissime comparasse*; sehr interessant ist die Nachricht desselben Autors über *Augustus* (c. 72), der seine Bauten weniger durch Statuen oder Gemälde geschmückt habe, sondern *rebus vetustate ac raritate notabilibus*, d. h. also, daß *Augustus* ein richtiges „*Raritätenkabinett*“ besessen hat, wie sie an den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Höfen auch unter dem Namen „*Kunst- und Wunderkammer*“ ungemein beliebt waren. Übrigens muß es zu *Augustus'* Zeit auch schon *Münzsammlungen* gegeben haben, wie wir aus *Sueton* (c. 75) erschließen können; über einen merkwürdigen Auswuchs numismatischen Sammeleifers berichtet *Plinius* (33,132), wonach man um teures Geld *Falsifikate* von *Denaren* zu erwerben trachtete.

Ist angesichts des gewaltigen Bedarfs an Kunstwerken ein schwunghafter *Kunsthandel* ohne weiteres verständlich — man lese nur bei *Martial* IX 59 die ergötzliche Schilderung eines *Snobs* auf dem Kunstmarkt in Rom —, so ist eine begreifliche Folge dieser enormen Nachfrage auch eine

Menge von Kopien, die als Originale ausgegeben wurden, vor allem aber von Fälschungen, die den künstlerisch meist nicht sehr gebildeten Käufern um teures Geld aufgeschwaht wurden; vgl. Phaedr. V praef. u. Mart. XII 69.

Es seien nun noch einige Einzelheiten des antiken Musealbetriebes herausgegriffen, zuerst was wir über den Namen der Sammlungen und ihre Angestellten wissen. Plinius (36, 196) nennt die Sammlungen *miracula*, Pausanias (IX 21, 1) *δαύματα*; dementsprechend hießen die dort beschäftigten Beamten *οἱ ἐπὶ τοῖς δαύμασι*. Drei inschriftliche Zeugnisse aus Rom führen einen (*procurator*) *a statuis*, einen *offinator a statuis* und einen (*procurator*) *a pinacothecis* an (CIL VI 4032; 2270; 10234), durchwegs Angestellte der kaiserlichen Skulpturen- bzw. Gemälde-sammlungen. — Selbstverständlich hat auch das Altertum, oft in glücklichster Weise, Sorge für die Erhaltung der Kunstwerke getragen und mehrfach haben wir Nachrichten über antike „Denkmalschutz“-Bestrebungen. Es ist sehr bemerkenswert, daß noch in der *Notitia dignitatum* (Oc. IV p. 114, 14), dem Reichsschematismus aus dem Anfang des 5. Jh. n. Chr., unter den stadtrömischen Ämtern ein *curator statuarum* erscheint. — Schließlich sei noch erwähnt, daß auch das Altertum in seinen Sammlungen die uns geläufigen Inventarnummern an den Schaustücken gekannt haben wird, wie wir aus den auf Kunstwerken manchmal sich findenden griechischen und lateinischen Zahlzeichen erschließen dürfen.

Julianus Apostata, Gegen das Bier

Von Oberstudiendirektor Professor Dr. Hans Lamer in Leipzig

Der Kaiser Julianus Apostata hielt sich 355—361 in Frankreich auf und lernte bei den dortigen Kelten das Bier kennen. Geschmeckt hat's ihm aber nicht; besonders hat ihm die blähende Wirkung mißfallen. So hat er sich sogar zu einem Schmähdgedicht dagegen hinreißen lassen (Anth. Pal. IX 368). Damit erwirbt er sich nun den Beifall heutiger Biertrinker nicht; wir wollen es ihm höchstens deshalb verzeihen, weil es damals noch kein gehopftcs, d. h. in unserem Sinne gutes Bier gab, und wegen seiner hübschen Wortspiele am Schluß. Es lautet:

Τίς, πόθεν εἰς, Διόνυσε; μά γάρ τὸν ἀληθέα Βάκχον,
οὐ σ' ἐπιγινώσκω· τὸν Διὸς οἶδα μόνον.
Κεῖνος νέκταρ ὄδαδε· σὺ δὲ τράγου. Ἡ ρά σε Κελτοὶ
τῆ πενήϊ βοτρυῶν τεῦξαν ἀπ' ἀσταχῶν.
Τῶ σε χρὴ καλέειν Δημήτριον, οὐ Διόνυσον,
πυρογενῆ μᾶλλον καὶ Βρόμον, οὐ Βρόμιον.

Wer und woher, Dionysos¹⁾? Wahrhaftig, beim wirklichen Bakchos,
 Mein, dich kenne ich nicht; nur Zeus' wirklichen Sohn.
 Der ist voll Nektarduft; du voll Bocksduft²⁾! Denn dich bereiten
 Kelten, der Trauben bar, nur aus den Ähren des Korn.
 Heiße du also nur Demetrios, nicht Dionysos,
 Weizen-, nicht Feuerentstammt³⁾, Brummer, doch nicht Bromios!

Der berühmte Philolog Hugo Grotius (1583—1645) hat das hübsch ins Lateinische übersetzt. Für das Wortspiel Brummer—Bromios, das er lateinisch nicht wiedergeben konnte, fügte er äußerst geschickt das Wortspiel Semela—simila⁴⁾ ein:

Unde, quis es, Liber? Sic sit mihi Liber amicus,
 Non mihi tu notus, sed puer ille Iovis.
 Ille ut nectar olet, tu ceu caper. An fera te gens
 Ex spicis genuit Celtica, vitis egens?
 Hinc Cerealis eras meliori iure vocandus,
 Non satus ex Semela matre, sed ex simila.

¹⁾ Nämlich derjenige Dionysos, den ich hier kennen lerne.

²⁾ Nämlich wegen deiner Blähungen.

³⁾ Du bist mehr ein Weizengeborener (σπορογενής; ὁ σπρός = Weizen) als ein Feuergeborener (σπυρογενής).

⁴⁾ Semela die Mutter des Dionysos, simila = Weizenmehl.

Vorbereitung auf den Tod

Seneca 54. Brief, übersetzt von Professor August v. Pauly*

Seneca Lucilio suo salutem.

Longum mihi commatum dederat mala valetudo, repente me invasit. „Quo genere?“ inquis. Prorsus merito interrogas: adeo nullum mihi ignotum est. Uni tamen morbo quasi adsignatus sum, quem quare Graeco nomine appellem nescio, satis enim apte dici suspirium potest. Brevius autem valde et procellae similis est impetus: intra horam fere desinit. Quis enim diu vix spirat? Omnia corporis aut incom-

meine Kränklichkeit hatte mir einen langen Urlaub gegeben; plötzlich fiel sie mich wieder an. „In welcher Art?“ fragst Du. Du hast Grund, so zu fragen; so wenig ist mir irgendeine Art unbekannt. Einer Krankheit bin ich jedoch vor allen gleichsam zu eigen gegeben; ich sehe nicht ein, warum ich sie mit dem griechischen Namen benennen soll, da sie ganz passend mit suspirium [Brustkrampf] bezeichnet werden kann. Der Anfall ist von sehr kurzer Dauer, ähnlich einem Windstoß; in einer Stunde ist gewöhnlich alles vorüber. Denn wer gibt lange den Geist auf? Alle den Körper bedrückenden oder gefährdenden Übel sind durch mich

*) Aus dem Werke: Lucius Annaeus Seneca, Philosophische Schriften, nach der Übersetzung von August Pauly und A. Saakh neu herausgegeben von Thassilo

moda aut pericula per me transierunt: nullum mihi videtur molestius. Quidni? Aliud enim quicquid est, aegrotare est, hoc animam egerere. Itaque medici hanc meditationem mortis vocant. Facit enim aliquando spiritus ille, quod saepe conatus est. — Hilarem me putas haec tibi scribere, quia effugi? Tam ridicule facio, si hoc sine quasi bona validudine delector, quam ille, quisquis vicisse se putat, cum vadimonium distulit. Ego vero et in ipsa suffocatione non desii cogitationibus laetis ac fortibus adquiescere. „Quid hoc est?“ inquam. „Tam saepe mors experitur me? Faciat: at ego illam diu expertus sum.“ „Quando?“ inquis. Antequam nascerer. Mors est non esse. Id quale sit, iam scio. Hoc erit post me, quod ante me fuit. Si quid in hac re tormenti est, necesse est et fuisse, antequam prodiremus in lucem, atqui nullam sensimus tunc vexationem. Rogo, non stultissimum dicas, si quis existimet lucernae peius esse, cum extincta est, quam antequam accenditur? Nos quoque et extinguimur et accendimur: medio illo

hindurchgegangen; lästiger als dieses fand ich keines. Und wirklich — jedes andere, was es auch sei, ist nur eine Krankheit; dieses ist ein Todeskampf. Daher nennen es auch die Ärzte die Vorübung des Sterbens. Denn endlich tut der Atem doch wirklich, was er mehrmals versucht hat. — Glaubst Du etwa, ich schreibe Dir darum so heiter, weil ich davongekommen bin? Wenn ich mich über diesen Ausgang als über meine Genesung freute, handelte ich nicht minder lächerlich als einer, der seine Sache gewonnen zu haben glaubte, wenn man ihm einen längeren Termin gesetzt hat. Nein, auch mitten in jenen Erstickungsanfällen hörte ich nicht auf, durch frohe und ermutigende Betrachtungen mich zu beruhigen. „Was ist's denn?“ frag' ich mich. „So oft versucht es der Tod mit mir? Möge er immerhin. Habe ich es doch längst schon mit ihm versucht.“ Und wann? Schon ehe ich geboren ward. Todsein bedeutet Nichtsein. Aber was dies ist, weiß ich schon; dieses Nichtsein wird nach mir sein, was es vor mir war. Wenn darin ein Leiden liegt, so muß es auch darin gelegen haben, ehe wir in die Welt eintraten: allein wir haben damals kein Ungemach empfunden. Ich frage Dich, wäre es nicht Unsinn, sagen zu wollen, es stehe schlimmer um die Lampe, wenn sie erloschen ist, als ehe man sie anzündete? Auch wir werden angezündet und erlöschen wieder;

von Scheffer. II. Band: Briefe an Lucilius. Berlin (Propyläen-Verlag); XVII u. 528 S. — Inhalt: Vorwort. Uebersetzung der 124 Briefe. Anmerkungen (S. 519—528). — Aus dem Vorwort: „Die ‚Briefe‘ bilden wohl den Höhepunkt von Senecas philosophischem Schaffen. Ihre Abfassung fällt in die späteren Jahre des Schriftstellers; einige sind noch in Neros besseren Zeiten geschrieben, andere scheinen schon auf die Schreckensherrschaft zu deuten. Nicht als Briefe dürfen sie gelesen und beurteilt werden, sondern als philosophische Abhandlungen über allerlei Themen. Möglich ist ja, daß einige wirkliche Briefe an den Freund Lucilius den Grundstock bildeten, aber im ganzen wuchs hier ein für die Öffentlichkeit bestimmtes Werk heran, von dem sich Seneca die größte Wirkung auf die Nachwelt versprach. Wir haben intime kleine Predigten vor uns, die von edelster Ethik erfüllt sind, und wir können uns daher gut vorstellen, daß auf die beginnende christliche Epoche von allen Schriften Senecas die Briefe wohl am meisten einwirkten. Zahlreiche Spuren können wir davon bei den Kirchenvätern nachweisen. — Die Lucilius-Briefe können auch heute noch als ein Lehrbuch der Lebensweisheit voll ihren Zweck erfüllen und einer Zeit, die manche Ähnlichkeit mit der Entstehungsepöche des Werkes besitzt, als Ratgeber und Tröster, vor allem als Erzieher zur Reinheit der Gesinnung dienen.“

tempore aliquid patimur, utrumque vero alta securitas est. In hoc enim, mi Lucili, nisi fallor, erramus, quod mortem iudicamus sequi, cum illa et praecipit et secutura sit. Quicquid ante nos fuit, mors est. Quid enim refert, non incipias an desinas, cum utriusque rei hic sit effectus, non esse?

His et eiusmodi exhortationibus, tacitis scilicet, nam verbis locus non erat, adloqui me non desii. Deinde paulatim suspirium illud, quod esse iam anhelitus cooperat, intervalla maiora fecit et retardatum est ac remansit. Nec adhuc, quamvis desierit, ex natura fluit spiritus: sentio haesitationem quandam eius et moram. Quomodo volet, dummodo non ex animo suspirem. Hoc tibi de me recipio: non trepidabo ad extrema, iam praeparatus sum, nihil cogito de die toto. Illum tu lauda et imitare, quem non piget mori, cum iuvat vivere. Quae est enim virtus cum eiciaris exire? Tamen est et hic virtus: eicior quidem, sed tamquam exeam. Et ideo numquam eicitur sapiens, quia eici est inde expelli, unde invitatus recedas: nihil invitatus facit sapiens. Necessitatem effugit, quia vult quod coactura est. Vale.

in der Zwischenzeit haben wir Empfindung von Leiden: vor- und nachher ist tiefe Ruhe. Darin, dünkt mich, irren wir, mein Lucilius, daß wir glauben, der Tod folge erst, da er doch ebensowohl vorgegangen ist als er folgen wird. Was vor uns war, ist Tod. Was ist's denn also, ob wir noch nicht anfangen oder aufhören zu sein? Von beidem ist die gleiche Folge das Nichtsein. — Mit diesen und ähnlichen Ermunterungen (stillschweigenden, versteht sich, denn zu Worten konnte ich nicht kommen) hörte ich nicht auf, mir zuzusprechen. Nach und nach machte die Beengung, die schon ein Ringen mit dem Atem gewesen war, größere Pausen, zögerte und blieb aus. Doch auch noch jetzt, miewohl das Übel aufgehört hat, hat das Atmen nicht seinen natürlichen Gang: ich fühle noch immer, daß es gehemmt und aufgehalten ist. Mag es doch! Kommt ja mein Seufzen nicht aus dem Herzen. Das verbürg' ich Dir: ich werde vor dem letzten Augenblick nicht zittern; ich bin vorbereitet und rechne nicht auf einen ganzen Tag. Den lobe Dir und ahme nach, der nicht mit Widerwillen stirbt, obwohl es ihn noch zu leben freut. Denn was wäre es Großes, zu gehen, wenn man hinausgeworfen wird? Miewohl, auch hierin kann man groß sein. Ich lasse mich hinauswerfen, doch als ginge ich selbst. Und deswegen wird der Weise nie hinausgeworfen: weil Hinauswerfen so viel ist, als einen von einer Stelle schaffen, die er gutwillig nicht verläßt. Wider Willen aber tut der Weise nichts. Er entzieht sich der Notwendigkeit, weil er will, wozu sie zwingen würde.

Umschau / Auszüge

Georg Weicker / Plauen

Olympia*

Die Stätte der berühmten altgriechischen Festspiele und Wettkämpfe war keine bewohnte Ortschaft. Es hat nie eine Stadt Olympia gegeben, nur einen Festplatz dieses Namens, im Schutze uralter Heiligtümer, vor allem der Hera und des olympischen Zeus. Kein Hotel, kein Gasthaus, keine Unterkunft bei Freunden und Verwandten, keine Kneipe, keine Vergnügungsstätte bot Teilnehmern oder Zuschauern Zerstreuung, Ablenkung, geistige Anregung. Olympia hatte kein Theater, nie haben dort dramatische Aufführungen

* Deutsche Turn-Zeitung 1928, Heft 28, S. 467 f.

irgendwelcher Art stattgefunden; Olympia hatte kein Konzerthaus, nie haben Musiker und Sänger hier im Wettstreit um den Preis gerungen. Jeder — und es strömten Zehntausende zusammen — mußte selbst für seine Unterkunft sorgen, erst in römischer Zeit wurde ein umfangreicher Bau wenigstens für vornehme Ehrengäste errichtet. Bekannte, Stadt- und Gaugenossen schlossen sich zu landsmannschaftlichen Zeltgenossenschaften zusammen, Tausende mußten sich mit dem Erdboden als Lager, dem sternenfunkelnden Himmel als Dach begnügen. Glühendheiß brannte die Sonne in den August- oder Septembertagen des Festes auf Wettkämpfer und Zuschauer herab; religiöse Gründe hatten die Wahl der heißesten Zeit bestimmt. Nach den Festspielen lag der ganze Festbezirk über dreieinhalb Jahre in stiller Verlassenheit.

Der Festplatz liegt am Nordrand einer etwa 1000 m breiten Ebene der westpeloponnesischen Landschaft Elis am rechten Ufer des für griechische Verhältnisse wasserreichen, auch im Hochsommer nicht versiegenden Alpheios; ein Bergbach, der Kladeos, ergießt sich in breiter Talmulde von Norden her, unmittelbar an seinem linken Ufer erhebt sich der über 100 m hohe Kronoshügel. Die ganze Gegend, von bewaldeten Höhen umgeben, trägt, entgegen der schroffen Strenge anderer griechischer Landschaften, den Charakter des deutschen Mittelgebirges.

Unmittelbar unterm Kronoshügel liegt der heilige Bezirk, die Altis, ein mauerumschlossenes unregelmäßiges Viereck von rund 200 m Länge, 175 m Breite. Der Eingang führt an der Nordwestecke am Verwaltungsgebäude, dem Prytaneion vorüber, in dem zum Abschluß nach einem feierlichen Umzug die festliche Bewirtung der Sieger durch die Festbehörde stattfand, links zu einem der ältesten Tempel Griechenlands, dem langgestreckten Heräion, dessen Säulen noch in römischer Zeit zum Teil aus Holz, dessen Wände aus Lehmziegeln bestanden. In ihren Resten eingebettet fand sich eines der bekanntesten Marmorbildwerke Griechenlands, Hermes mit dem Dionysosknaben auf dem Arm, das einzige uns erhaltene Originalwerk des großen attischen Meisters Praxiteles. Neben dem Tempel als hochwillkommene Stiftung eines reichen römischen Gönners der monumentale Abschluß einer Wasserleitung. Eine niedrige Terrasse vor dem Kronoshügel trug eine Reihe kleiner tempelähnlicher Bauten, Schatzhäuser griechischer Staaten für die von ihren Bürgern gestifteten Wehgebäuden.

An der Ostseite bot eine lange Säulenhalle mit hohem Unterbau einen guten Überblick über den heiligen Bezirk; hier traten vor Beginn des Festes die Herolde und Trompeter mit ihrer Lungenkraft in den Wettkampf: der lauteste Ruf und Bläser erhielt das Ehrenrecht, das Signal zum Beginn der Spiele zu geben sowie in feierlichen, altüberlieferten Versen den Beginn der Wettkämpfe sowie Kampfesart, Namen und Heimat der Teilnehmer und der Sieger zu verkünden. Nahe der Südmauer erhob sich der Riesentempel des olympischen Zeus mit dem gefeiertsten Bildwerk des ganzen Altertums, dem 11 m hohen Kultbild des thronenden Zeus, von Phidias aus Gold und Elfenbein über einem Holzkerne gefertigt, auf der Linken des Gottes die beschwingte Siegesgöttin. Die eine Giebelgruppe des Tempels zeigte als sagenhaftes Vorbild der für Olympia so bedeutamen Wagenrennen die Vorbereitungen zur Wettfahrt zwischen dem jugendlichen Helden Pelops und dem König Oinomaos von Elis um den Preis seiner Tochter, die andere Giebelgruppe erwies im siegreichen Kampf der Lapithen gegen die wilden Pferdemenichen der Kentaurer die Überlegenheit des durch planmäßige Übung gekräftigten Körpers über die rohe Kraft. Und die zwölf Hochbilder, welche die Schmalseiten des Tempels schmückten, stellten in ähnlicher Weise am Vorbild des gefeiertsten Helden, des Herakles, vor Augen, wie schon in grauer Vorzeit turnerische Gewandtheit und gestählte Kraft sich unter göttlichem Beistand auch den schwersten Aufgaben und Kämpfen mit Riesen und Ungeheuern gewachsen gezeigt hatte.

Jetzt liegen alle Bauten in Trümmern, von Erdbeben niedergeworfen; die Aufhebung der Festspiele im Jahre 394 n. Chr. beförderte den Verfall. Der gewaltige Brandopferaltar des Zeus, aus der Asche der Opfertiere aufgetürmt, ist früh christlichem Glaubenseifer zum Opfer gefallen. Deutsche Ausgrabungen und Gelehrtenarbeit haben der Welt die gefeiertste Stätte Griechenlands und der Sportbetätigung aller Zeiten wiedergeschenkt. Viele Hunderte von Standbildern siegreicher Athleten, aus Marmor und Bronze, füllten als ein unübertroffenes Freilichtmuseum den ganzen Raum der Altis, soweit er nicht von kleineren Heiligtümern eingenommen war; für die Griechen eine unerschöpfliche Quelle der Bewunderung, stolzen Zusammengehörigkeitsgefühls, nie versiegender Anregung, es denen gleich zu tun, die durch drei olympische Siege das beneidete Ehrenrecht erworben hatten, dem Gotte, der den Sieg verliehen, zum Gedächtnis der Nachwelt ihr Bild zu weihen.

Alle für die Wettkämpfe nötigen Anlagen und Räume lagen außerhalb des heiligen Bezirks. An der Westseite das nur zum Teil ausgegrabene Gymnasion mit einem freien Platz von 220:120 m und einer 210 m langen, 10 m breiten Halle für Laufübungen bei schlechtem Wetter und das von schattigen Räumen und Säulenhallen umschlossene Bierdeck der Palästra, des Ringplatzes. Die Sandfläche bildet ein Quadrat von 40 m Seitenlänge. Beide Anlagen dienten aber nur dem letzten Training der von der Festbehörde, den Hellanodiken, zugelassenen Wettkämpfer, die vorher im Gymnasion von Elis, der nächsten Stadt, sich einem dreißigtägigen Training unter besonders schweren Bedingungen in heißester Sonnenglut hatten unterziehen müssen, wobei die Hellanodiken jeden Verstoß gegen die Kampfregeln durch die schlagbereiten Ruten der unteren Aufsichtsbeamten rücksichtslos ahndeten und Unbotmäßige jederzeit von den Wettkämpfen ausschließen konnten. In nächster Nähe des Gymnasions lagen die Wohnräume der Athleten.

Südwestlich lag außerhalb der Altis das schon erwähnte große Unterkunftshaus für Ehrengäste, vor der Südmauer das Nathaus, dessen altertümlicher Grundriß der Forschung manches Rätsel aufgegeben hatte. Hier hatten die Athleten nach einem Opfer an Zeus Horkios, den meineidbrächenden Gott, feierlich zu beschwören, alle Vorbedingungen erfüllt zu haben und sich den Kampfregeln entsprechend verhalten zu wollen.

Die eigentliche Kampfbahn nun, das Stadion, schließt sich im Nordwesten unmittelbar an die Schaghäuserterrasse an, von der Altis aus vermittelst eines durch den westlichen Randwall geführten gewölbten Ganges von 32 m Länge, fast 4 m Breite zugänglich, am Hang des Kronoshügels entlang, der noch Hunderten, die drinnen keinen Platz hatten finden können, Gelegenheit bot, aus größerer Entfernung den Wettkämpfen zuzusehen. Von allen Seiten umfassen das Stadion aufgeschüttete, schattenlose Erdwälle, 30 m breit, die Raum für rund 40.000 Zuschauer boten, freilich ohne die sonst allenthalben vorhandenen steinernen Stufenstühle. Man macht also in Olympia die Teilnahme an den Festspielen weder den Wettkämpfern noch den Zuschauern leicht. Frauen ist hier übrigens aus religiösen Gründen das Zusehen streng verboten, den Mädchen nach dorischer Sitte erlaubt, nur die Priesterin der Demeter hat einen Ehrenplatz. Doch dürfen Frauen im Wagenrennen ihre eigenen Pferde laufen lassen, und bei dem gleichfalls alle vier Jahre in der Altis gefeierten Herafest findet ein Mädchenwettlauf verschiedener Altersklassen statt, bei dem Frauen die Leitung haben und Männer ausgeschlossen sind.

Die Gesamtfläche der Kampfbahn beträgt rund 26.000 qm, ihre Länge 192 m; damit ist das olympische Stadion das längste aller griechischen, hier hat aber auch einst Herakles mit seinen großen Füßen die 600 Fuß lange Strecke abgemessen. Beide Schmalseiten sind rechtwinklig abgebrochen, eine Eigentümlichkeit, die sich auch an einigen anderen griechischen Stadien wiederholt. Beide sind mit einer Ablaufvorrichtung versehen: 20 je 1,28 breite Stände von gerillten Steinschwellen, die durch Pfosten voneinander getrennt werden können. Eine Längsteilung findet sich in keiner antiken Kampfbahn. Hier im Stadion finden nicht nur die Läufe, sondern auch alle anderen sportlichen Wettkämpfe statt: Pent-

athlon — Sprung, Lauf, Diskuswurf, Speerwurf, Ringen — Faustkampf und Pankratation, jene rohe und verrohende Verbindung von Ringen und Faustkampf.

Dem Pferdesport — fast ausschließlich Wagenrennen — diente die wohl zwei Stadien, 385 m lange Rennbahn, das Hippodrom. Leider ist es von den Fluten des Alpheios fortgerissen worden, so daß die verworrenen Berichte antiker Schriftsteller über die kunstvolle Startmaschine nicht durch den Ausgrabungsbefund klargestellt werden konnten. In aufregender Spannung reich boten die Wagenrennen der großen Masse sichere Gewähr, ihre Sensationslust zu befriedigen. Galt es doch, stehend den zweirädrigen, federlosen, mit vier Rossen nebeneinander bespannten Rennwagen in schärfster Fahrt um die Wendesäule zu bringen, wobei Todesstürze der Rosse und der sich rücksichtslos behindernden Wagenlenker an der Tagesordnung waren. Nur sehr reiche Leute und griechische Fürsten des Auslandes konnten diesen kostspieligen Sport bestreiten, der für die Pferdezuucht hoch bedeutsam, für die körperliche Erleichterung des Volkes bedeutungslos, dem Besitzer des siegreichen Viergespannes reichste Ehren seitens seiner Vaterstadt einbrachte, vor allem wenn dieselben Rosse an zwei oder gar drei Olympien gesiegt hatten. Wettreiten bleibt vereinzelt und wohl meist Jugendlichkeiten vorbehalten.

Franz X. Steinmeyer / Prag

Die Tell-el-Amarna-Tafeln*

Neben den Tontafeln von Boghazköi gibt es keinen Fund von Keilschrifturkunden, der sich an Bedeutung mit dem von Tell-el-Amarna vergleichen könnte. Die Stelle, wo dieser auffeherregende Fund an das Tageslicht befördert wurde, ist in Ägypten gelegen. Ungefähr 300 Kilometer südlich von Kairo, am östlichen Ufer des Nils, in einer fast halbkreisförmigen Ebene liegen die Wohnsitz des Beduinenstammes Beni Amran oder el-Amarna. In dieser Ebene liegt ein großes Trümmerfeld, das sich von dem im Norden gelegenen Tell bis zu dem Dorfe Hagg-el-Kandil erstreckt. Zahlreiche Grottengräber, welche die genannte Ebene gegen Osten zu abschließen, wie das Trümmerfeld selbst, stammen aus der Zeit des ägyptischen Königs Amenophis IV. her, welcher die sichtbare Sonnenscheibe als das allein schöpferische und erhaltende göttliche Wesen zur einzigen Gottheit Ägyptens machen wollte. Als er befahl, daß die Bilder und Namen aller Gottheiten, die nicht solaren Ursprungs sind, zu vernichten seien, kam es zum Bruche mit der Priesterschaft des Gottes Amon in Theben. Amenophis IV. verließ diese Stadt und gründete auf der Ebene von el-Amarna sowie auf ihrer Fortsetzung am westlichen Ufer des Nils eine Stadt. Die Trümmer der Tempel und Paläste, die auf dem östlichen Nilufer erbaut worden waren, sind es, in denen die Tontafeln gefunden worden sind.

Die Geschichte der Auffindung der Tell-el-Amarna-Tafeln ist etwas romantisch. Nach einer Version soll ein Bauernweib nach Mergel zum Düngen der Felder gesucht haben und dabei auf die Tontafeln gestoßen sein, nach einer anderen Version hätten die Bauern aus den in Trümmern liegenden Bauten Ziegel für ihre eigene Bautätigkeit bezogen und so den Ort der Tafeln entdeckt. Alles das führte dazu, daß die Bauern der Gegend sich selbst an das Ausgraben machten, wegen der strengen Bestimmungen über die Ausgrabungen von Altertümern aber ihre Funde geheim halten mußten. Da aber eine größere Anzahl von Tontafeln, die zum Teil ein nicht geringes Ausmaß besitzen, nicht so leicht den Augen der Behörden entzogen werden kann, wurde der Fund unter die Mitwisser verteilt, wobei natürlich unermesslicher Schaden an dem gebrechlichen Material angerichtet wurde. Im geheimen wurden die Tafeln zu den Händlern in verschiedenen Städten Ägyptens gebracht. Durch den oftmaligen und langwierigen Transport wurden die Tafeln abgerieben und dadurch ihre Entzifferung erschwert. Obwohl der Fund im Spätsommer 1887 gemacht

* Hochschulwissen, 5. Jg. (1928), Heft 1, S. 23—29 mit 1 Abb. u. Heft 2, S. 82—87; Verlag Ed. Strahe in Warnsdorf; Preis eines Heftes 6 Kr.

worden war, wurden im Winter desselben Jahres bereits Teile davon in London und Berlin zum Kauf angeboten. In Paris, wo sie auch auftauchten, hielt man sie für Fälschungen. Die Zahl der im ganzen aufgefundenen Tontafeln beträgt etwa 350 bis 360. Doch ist etwa ein Sechstel davon der Zerstörung anheimgefallen. Die weitaus größte Mehrzahl der Tafeln befindet sich im Vorderasiatischen Museum zu Berlin, etwa 80 im Britischen Museum zu London, 50 im Ägyptischen Museum zu Kairo und außerdem noch kleine Posten an anderen Orten. In den Jahren 1891/92 wurden unter Leitung von Flinders Petrie auf dem Trümmerfeld systematische Ausgrabungen vorgenommen, die aber nur einen unbedeutenden Zuschuß an Tontafeln zutage förderten nebst einigen anderen archäologisch wichtigen Gegenständen, darunter mehreren Alabastertäfelchen, welche allem Anschein nach die Etiketten auf den Holzkästen bildeten, in welchen die Tontafeln aufbewahrt waren.

Der weitaus größte Teil der Tontafeln enthält Briefe, in babylonischer Keilschrift geschrieben, welche eine diplomatische Korrespondenz zwischen Ägypten und Vorderasien darstellen. Die Schreiben sind zum Teil aus Ägypten an auswärtige Persönlichkeiten gerichtet, zum andern Teil von diesen nach Ägypten adressiert. Als Absender der aus Ägypten stammenden Schreiben ist stets der König anzusehen. Die Verfasser der nach Ägypten adressierten Briefe, welche die Überzahl haben, sind Fürsten oder Häuptlinge vorderasiatischer Städte oder Gemeinwesen, in den meisten Fällen Beamte oder Angestellte des Königs von Ägypten selbst. Eine kleine Anzahl dieser Briefe nennt als Absender auch Frauen. Neben diesen Briefen gibt es unter den Tontafeln einige wenige, welche Keil-



schriftzeichen und akkadische Texte enthalten, offenbar Stücke, welche zur Einführung in den Gebrauch der akkadischen Sprache und der Keilschrift dienten. In den Briefen werden die Namen zweier ägyptischer Könige genannt, nämlich Nibmuaria und Nipchurria. Dies sind die sogenannten Thronnamen der beiden bekannten ägyptischen Herrscher Amenophis III. und Amenophis IV. Der erstere ist um 1380 v. Chr. gestorben. Damit ist als Abfassungszeit der Tafeln das Ende des 15. und das 14. Jh. v. Chr. festgesetzt.

Der Inhalt der Tell-el-Amarna-Briefe ist für uns umso wichtiger, als wir aus ihnen Aufschluß erhalten über einen Zeitabschnitt, der, abgesehen von den nicht allzu ausführlichen Nachrichten der Bibel, in tiefstes Dunkel gehüllt war. Wir erhalten nun Kunde über die Verhältnisse in Vorderasien und vor allem in Palästina in der Zeit, welche unmittelbar dem Eindringen der Israeliten vorausgeht. Wenige Jahrhunderte zuvor war in Babylonien die Dynastie Chammurapis, die sich durch genau dreihundert Jahre (2057—1758 v. Chr.) gehalten hatte, dem Ansturm der Hethiter erlegen, worauf der Einbruch der Kassiten erfolgte, welche von den Griechen als Kossäer bezeichnet werden; diese herrschten bis 1171 v. Chr. über Babylonien. Die Zustände im Lande unter der Herrschaft der Kassiten weisen deutliche Anzeichen einer ungesicherten Zeit auf, deren Unzuverlässigkeit durch den Ansturm der nach Kleinasien und weiter nach Osten vordringenden Völkerschaften vermehrt wurde. Babylonien war daher nicht in der Lage, seinen Einfluß in Palästina aufrecht zu erhalten, und die Ägypter benützten diesen Augenblick, um ihre Hand auf das Land zu legen. Allein der babylonische Einfluß in Palästina ist auch nach Jahrhunderten noch immer zu verspüren. Alle Briefe, sowohl die aus Ägypten nach Palästina wie die von dort nach Ägypten gerichteten Schreiben sind in babylonischer Keilschrift und zum größten Teil auch in akkadischer Sprache geschrieben. Allerdings ist die akkadische Sprache dieser Korrespondenz keineswegs die der klassischen babylonischen Urkunden, sondern eine Art lingua franca, welche das akkadische Wörterbuch verwendet, aber häufig nicht nach den eigenen, sondern den kanaanäischen oder phönizischen grammatischen Regeln behandelt. Damit bilden die Tafeln aber eine unbezahlbare Quelle des einheimischen Sprachcharakters der damaligen Zeit. Die außerägyptischen Urkunden stammen aus allen Gegenden Palästinas, im Norden sogar bis hinauf gegen Aleppo zu, im Süden bis an die Grenze Ägyptens

D. Bernhard / St. Moriz

Über Malariabekämpfung im klassischen Altertum*

Wie Diogenes Laertios VIII 70 berichtet, herrschte um die Mitte des 5. Jh. v. Chr. in Selinus infolge der schlechten Ausdünstungen der versumpften Ebenen eine schwere Epidemie, sodaß viele Leute starben und die Weiber schwer gebären konnten. Da ließ der Arzt und Philosoph Empedokles auf seine Kosten die Gegend entwässern und machte so der Seuche, die wir als Malaria ansehen müssen, ein Ende. Heute ist die Gegend wieder versumpft und durch Malaria so ungesund, daß nur einzelne Gehöfte über die Ebene verteilt sind.

Hippokrates (geb. 460 v. Chr.) kannte die Malaria; er spricht von ihr als einem Tertian- und Quartanfieber (καὶ τριταῖοι δὲ καὶ τεταρταῖοι) und sagt, daß sie meistens im Sommer aufträte, bei einigen aber auch im Winter. M. Terentius Varro (116—27 v. Chr.) schreibt in seinem Werk über die Landwirtschaft I 12, 2: „Man muß bei der Anlage von Wohnstätten darauf achten, ob sumpfige Gegenden sind, da dort gewisse kleine Organismen (animalia quaedam minuta) wachsen, die unsichtbar sind, aber mit der durch Mund und Nase eingeatmeten Luft in den Körper eindringen und schwere Krankheiten verursachen.“ Columella (um 50 n. Chr.) bringt die Malaria mit stechenden Insekten

* Festschrift Max Neuburger, Wien 1928, S. 44—46 mit 4 Abb.

und Sümpfen in Verbindung. Ende des 19. Jh. haben dann Ronald Ross und Battisto Grassi festgestellt, daß eine bestimmte Mückenart, die Anopheles, die Ansteckung vermittelt.

Nicht nur in Selinus, sondern auch an anderen Orten, z. B. auf Kreta und in Ephesos haben die Griechen die Malaria mittels Drainage und Trockenlegungsarbeiten bekämpft. Als das Kanalisationsystem von Ephesos mit der Zeit nicht mehr genügte und die unteren Stadtteile durch Versumpfung ungesund wurden, hat Lyfimachos anfangs des 3. Jh. v. Chr. die Ephesier gezwungen, ihre Wohnhäuser auf die Abhänge zu verlegen. In Selinus hatte Empedokles die verseuchte Ebene dadurch gereinigt, daß er aus der Nähe zwei Flüsse (Selinos und Hypsas?) in den Sumpf leitete. Zum Dank für diese Wohltat ließ die Stadt zwei Silbermünzen prägen, die an die Befreiung von der Seuche erinnern:



1. Tetradrachmon; Vorderseite: ΣΕΛΙΝΟΝΤΙΟΝ. Quadriga im Schritt, gelenkt von Artemis, neben ihr der bogenschießende Apollon, der hier als Töter der Pestdämonen erscheint. Artemis hilft ihrem Bruder als beleidigte Göttin der Geburten. — Rückseite: ΣΕΛΙΝΟΣ. Der Flußgott Selinos beim Opfer, vor dem bekränzten Altar ein Hahn, rechts vom Gotte ein kleiner Stier auf einer Basis, darüber ein Eppichblatt. Der Hahn ist das Opfertier für Asklepios, der Stier stellt die bösen Gewässer dar, der Eppich (τὸ σέλινον) ist das redende Münzwappen von Selinus.

2. Didrachmon; Vorderseite: ΣΕΛΙΝΟΝΤΙΟΝ. Der nackte, mit einer Keule bewaffnete Herakles, der in Sizilien allgemein verehrt wurde, bändigt einen Stier. — Rückseite: ΗΥΨΑΣ. Der Flußgott Hypsas opfert vor einem Altare, um den sich eine Schlange windet; rechts zieht ein Reiher ab, dem nun sein Heim, der Sumpf, genommen ist; im Felde ein Eppichblatt.

Der Dank ist auf diesen Münzen nicht dem Menschen Empedokles, sondern den Göttern abgestattet. Bildnisse von großen Männern finden wir auf griechischen Münzen erst viel später. Als die Selinuntier aber einmal ein Festgelage hielten und auch Empedokles unter ihnen erschien, warfen sich alle vor ihm nieder und beteten ihn an wie einen Gott.

Auch Akragas (jetzt Agrigento) wurde von Empedokles saniert, indem er in den Felskamm hinter der Stadt eine Lücke einschneiden ließ, „damit der Nordwind die fieberschwangeren Dünste der Ebene weit ins Meer hinausblase“. Die Akragantiner errichteten ihm nach seinem Tode eine Bildsäule.

Kleine Nachrichten

Wilhelm Pelizaeus ist im 80. Lebensjahre gestorben. Er hat den größten Teil seines Lebens als Großkaufmann in Kairo verbracht und seine Sammlung ägyptischer Altertümer, den Grundstock des Pelizaeus-Museums, im Jahre 1911 seiner Vaterstadt Sildesheim gestiftet.

Federico Halbherr, der Chef der italienischen archäologischen Mission in Griechenland, ist gestorben.

Gymnasialdirektor i. R. D. Dr. Hermann Menge beging seinen 90. Geburtstag. Bekannt sind seine Repetitorien der lateinischen und griechischen Syntax, seine latei-

nischen und griechischen Wörterbücher, seine Übersetzung und Erläuterung der Oden des Horaz und die Hauptarbeit seines Ruhestandes, die Übersetzung der Bibel, die seit 1909 eine Reihe von Auflagen erlebt hat.

General der Infanterie Dr. h. c. Mag von Bahrfeldt, Kommandeur mehrerer Infanteriedivisionen im Weltkrieg, jetzt Professor für Münzwissenschaft an der Universität in Halle und Herausgeber des Numismatischen Literaturblattes, hat seinen 75. Geburtstag gefeiert.

Barthold Georg Niebuhrs 100. Todestag fiel auf den 2. Januar 1931. B. G. Niebuhr war am 27. August 1776 in Kopenhagen als Sohn des durch eine arabische Reisebeschreibung berühmt gewordenen Carsten Niebuhr geboren, beherrschte mit 18 Jahren schon zehn verschiedene Sprachen, begann seine Laufbahn als Privatsekretär eines dänischen Staatsbeamten und wurde bald darauf Direktor der dänischen Staatsbank. 1800 wurde er in Berlin Mitarbeiter Steins in Fragen der Verwaltungs- und Agrarreform. 1810 begann er Vorlesungen an der neugegründeten Universität Berlin, deren geistiger Mittelpunkt er bald wurde; Savigny und Schleiermacher befanden sich unter seinen Hörern. 1816 wurde er Gesandter in Rom. 1823 lehrte er nach Deutschland zurück und wirkte bis zu seinem Tode an der Universität in Bonn. Sein Lebenswerk ist die *Römische Geschichte*. Von seinem Briefwechsel sind bisher zwei Bände erschienen.

Theodor Wiegand ist als Direktor der Sammlung der antiken Bildwerke in Berlin am 1. April mit Erreichung der Altersgrenze in den Ruhestand getreten.

Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff ist von der Ritterschaft des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste zum zweiten Vizekanzler gewählt worden.

Josef Kroll, Ordinarius der klassischen Philologie an der Universität in Köln, bekleidet im laufenden Studienjahr das Rektorat.

Guglielmo Ferrero wurde als Ordinarius der zeitgenössischen Geschichte an die Universität nach Genf berufen.

Fritz Schachermeyr, Privatdozent an der Universität in Innsbruck, ist als außerordentlicher Professor der alten Geschichte an die Universität nach Jena berufen worden.

„Für einen Fuß“. Auf einen neuen Fund aus dem samischen Heraion möchte ich hier besonders hinweisen, da er sonst leicht übersehen werden kann: In den Athenischen Mitteilungen LIV (1929), 64 veröffentlicht Walter Teichmann eine kleine Scherbe des 7. Jh. v. Chr., auf der *καλῆς ἀντὶ φιλήμ* eingeritzt ist. Ludwig Curtius las, was mir äußerst glücklich dünkt: *[Θετ]καλῆς ἀντὶ φιλήμ[ατος]*. Also hat Thettale das Gefäß von einem Liebhaber bekommen und schrieb in ihrem Glück darauf: *[Eigentum der] Thettale [als Lohn] für einen Fuß*. — Ein hübsches Bild aus dem Leben!

Oberstudiendirektor Prof. Dr. Hans Lamer (Leipzig)

In Amsterdam wurde die **Alard Pierson Stichting** eröffnet. Sie ist zu Ehren des seinerzeit an der Universität in Amsterdam tätigen Professors der Kunstwissenschaft dieses Namens von seinem Sohn errichtet worden und soll auf dem Gebiete der klassischen Archäologie und alten Geschichte dem akademischen Unterricht, der Wirkung der Antike auf die Gegenwart und der wissenschaftlichen Forschung dienen. Die Festschrift hielt G. Rodenwaldt über „Die zwiefache Seele der Antike“.

Der 18. **Internationale Orientalistenkongress** wird vom 1.—12. September 1931 in Leiden stattfinden.

Das **Gymnasium zu Minden** beging vom 4.—6. September die Feier seines 400 jährigen Bestandes.

Das **humanistische Gymnasium in Stargard** (Pommern) hat am 12. März seinen 300 jährigen Bestand gefeiert.

Der **Ufa-Kulturfilm „Italien“** („Kennst du das Land“) bringt u. a. Bilder aus dem alten Pola, Rom, Pompeii und Sizilien.

Bücher und Zeitschriften

Wilhelm Schmid, Untersuchungen zum Gefesselten Prometheus. Stuttgart (W. Kohlhammer) 1929, 116 S., Preis 7:50 Rm. — Nach einem Überblick über die Literatur zur Edtheitsfrage begründet der betagte Gelehrte seine Zweifel am aischyleischen Ursprung. Der Dichter soll ein attischen Metöken nahestehender Literat nicht gewöhnlicher Veranlagung gewesen sein (Abfassungszeit etwa zwischen 458 und 445). Mit einer sonst bei Aischylos nicht beobachteten Gewaltsamkeit sind die Gegebenheiten des Mythos umgebildet, werden die Verdienste des Prometheus um die menschliche Kultur besonders betont, ist ihm durch das „Geheimnis“ der Themis-Gaia ein Mittel in die Hand gegeben, den als roh und ungerecht gleichsam „angeklagten“ Zeus in eine Zwangslage zu versetzen. Absichtlich parodierend wählte der Dichter die dramatische Struktur des echten *Λυόμενος*. Auch in Sprache und Stil steht er fühlbar unter dem Einfluß des Aischylos. Aus einer Fülle sprachstatistischer Materials versucht Schmid mit dankenswerter Gründlichkeit nachzuweisen, daß viele Erscheinungen zwar nicht grundsätzlich von den echten Stücken abweichen, aber durch den Mangel an dichterischer Phantasie und Sprachgewalt und durch die flüssige Diktion aischyleischem Geist und Brauch fremd sind. — Den Folgerungen des Verf. widerspricht A. Körte in der *Philologischen Wochenschrift* 1930, S. 1 ff.

Werner Baege (Templin)

Erich Bethe, Der Apollonhymnus des Kallimachos [= Sitzungsberichte der sächsischen Akademie, 78. Bd. (1926), Heft 3]. Leipzig (S. Hirzel) 1927, 14 S., Preis 0:50 Rm. — Bethe wendet sich gegen die von v. Wilamowitz in seiner Hellenistischen Dichtung gegebene Auslegung des zweiten kallimacheischen Hymnus. Er läßt mit Vers 16 den vom Chore der Jungen bestrittenen Teil des Festes abgeschlossen sein und faßt Vers 32 bis Schluß als Loblied des Dichters in der Rolle des Aoiden. An Vahlsens besonnene Interpretation anknüpfend lehnt er für die auf Kyrene bezüglichen Partien Deutung aus Zeitereignissen ab, daß auch im übrigen der Gewinn für das Verständnis des schwierigen Gedichtes ein reiches ist, versteht sich bei einer Behandlung durch Bethe von selbst.

Albin Lesky (Graz)

D. E. Oppenheim, Dichtung und Menschenkenntnis. Psychologische Streifzüge durch alte und neue Literatur. München (J. F. Bergmann) 1926, LXXXIV u. 262 S., Preis 12 Rm. — Mit einigem Bedenken nahm ich das Buch zur Besprechung vor: ich befürchtete psychoanalytische Hypothesen. Diese Besorgnis erwies sich als grundlos. Freilich ohne eine Führerschaft, der sich der Verf. übrigens so gut wie widerspruchlos anschließt, ging es nicht ab: es ist der Wiener Nervenarzt Alfred Adler, zu dessen individualpsychologischer Lehre sich O. bekennt. Im Sinne der Adlerschen Aufstellungen werden sodann nachstehende Themen in eingehenden Untersuchungen behandelt: Agamemnon und Achilles, Vergils Dido, Othello, Thomas Mann: Der Tod in Venedig, Der Mann in Schönherr's ‚Weibsteufel‘. Diesen Einzelstudien, die ihre Stoffe mit Absicht verschiedenen Zeiten und Völkern entnehmen, ist eine Einleitung (84 S.) vorangestellt, worin vor allem auch der Begriff „Menschenkenntnis“ sowie deren Wesen und Werden näher erörtert wird. Menschenkenntnis dürfe mit Psychologie nicht identifiziert werden, ihre Grenzen seien enger: sie ist lediglich „Psychologie der Individualität oder Charakterkunde“. Die Individualpsychologie selbst setzt es sich zum Ziele, jedes menschlichen Individuums innerste Wesenheit zu erkunden und auf Grund dieser Erkenntnis sein Tun und Lassen zu verstehen, ja vorherzusehen. Es liegt hier allerdings die Gefahr nahe, daß sich dabei ein Streben, die Eigenart des Einzelmenschen auf eine möglichst knappe Formel zu bringen, einstellt und die allzu laute Betonung einer oder einiger weniger Hauptcharakteristika manche wichtigen Nebenzüge verdunkelt, verwischt oder erstickt. Dieser Gefahr scheint mir Adler selbst wie auch O. in der vorliegenden Arbeit nicht immer zu entgehen. Immerhin aber versteht es O., den einzelnen Fragen mit Geschick an den Leib zu rücken, er weiß seine Behauptungen meist gut zu begründen und vor allem das Leserinteresse dauernd festzuhalten.

Für den klassischen Philologen, der die Ilias oder die Äneis im Unterrichte zu interpretieren hat, gibt es hier reiche und beachtenswerte Anregungen, ja, man bedauert es, daß der Verf. seine Charakterstudie „Agamemnon und Achilles“ auf den ersten Gesang der Ilias beschränkt hat, und diese Anregungen büßen an ihrem Werte nichts ein, wenn man auch O.s Ansicht bisweilen nicht oder nicht vollkommen zustimmt. Von den fünf Aufsätzen scheinen mir der dritte (Othello) und vierte (Tod in Venedig) am besten gelungen zu sein. Der Annahme, daß in der Äneis mit dem Helden des Epos die Männlichkeit triumphiere, die für den Römer schlechthin soviel wie Tugend bedeute, pflichten wir gerne bei; wenn O. aber die ganze Äneis als ein großes Sinnbild für den Kampf der Geschlechter auffassen will und in Dido das Weib zu finden vermeint, das mit männlichen ebenso wie mit weiblichen Mitteln dem Manne gleichzukommen, ihn zu übertreffen und zu beherrschen suche und diese Überschreitung geheiligter Grenzen mit dem Leben büße, so fürchte ich, daß er mit dieser etwas zurecht konstruierten Aufstellung wenig Glauben finden wird. Den Abschluß des Buches bilden (S. 185 ff.) Anmerkungen zu den einzelnen Aufsätzen: sie dienen der Vertiefung der Darlegungen und gewähren einen Einblick in die ausgebreitete Belesenheit des Verfassers. Daß in seinen Studien auch viel feinsinnige Beobachtung und eifervolle Hingabe an die gestellten Fragen liegt, wird niemand bestreiten dürfen.

Mauriz Schuster

Robert Grosse, Deutsche Altertumforschung in Spanien. Bamberg (C. C. Buchner) 1929, 62 S., Preis 1'50 Rm. — Der Verf. hat sich das Ziel gesetzt, die vor allem durch die Ausgrabungen und Forschungen von A. Schulten in neue Bahnen gelenkte Altertumforschung in Spanien in ihren wichtigsten Ergebnissen mit eingehender Verwertung der reichen Literatur übersichtlich darzustellen. So bespricht er kurz die antiken literarischen Quellen und behandelt dann in einem geschichtlichen und ethnographischen Überblick die prähistorische Zeit, die Ligurer, die Iberer, die Tartessosfrage, die Kelten, Keltiberer und Lusitanier, streift kurz die Frage des altspanischen Schrifttums und die späteren Schicksale Spaniens. Ein Anhang orientiert über Adolf Schulten und seine Forschungen in Spanien. — Es ist dem Verfasser gut geglückt, ebenso kurz wie treffend in die verschiedenen schwierigen Probleme und ihre Lösungen einzuführen; mögen auch in manchen Einzelfragen die Probleme noch ungeklärt sein, so ist doch das ganze Werk als Zusammenfassung der neuen, besonders der deutschen Forschung wärmstens zu begrüßen.

Johann Sofer

K. Thieme, Scribisne litterulas Latinas? Kleine moderne Korrespondenz in lateinischer Sprache. Berlin (Ferd. Dümmler) 1928, 109 S., Preis 2'50 Rm. — Die Kunst, sich der lateinischen Sprache fließend und mit stilistischer Gewandtheit in Rede und Schrift zu bedienen, ist in den letzten 100 Jahren — wir kennen die Ursachen — arg zurückgegangen und damit auch die Bewährung und die Freude am lateinisch geschriebenen Brief. Auch heute ist seine Rolle noch nicht ganz ausgespielt, aber er dient doch meist nur als Notbehelf zur Verständigung zwischen Menschen verschiedener Muttersprache oder zur Mitteilung von „Geheimnissen“ oder — als Scherz ehemaliger Gymnasiasten, die sich zwar gern an ihre Schulzeit zurückerinnern, aber im Gefühl der eigenen Schwäche absichtlich auch die bescheidenen Kenntnisse, die ihnen geblieben sind, verleugnen. Es wird Sache der Schule sein, neben den Sprechübungen auch dem Briefstil wieder Beachtung zu schenken, und wie man's machen kann, zeigt das nette Büchlein von Karl Thieme, das nun in 4., verbesserter Auflage, besorgt von Studiendirektor Dr. Walter Isleib, erschienen ist. Der Verfasser bekennt sich zum klassischen Latein, hält sich aber von „törichter Einseitigkeit“ in der Befolgung der *Imitatio* fern und will nicht ciceronianischer sein als es Cicero selbst in seinen Briefen war, als Stilmuster sind außer Ciceros und Senecas Briefen auch die römischen Komiker, ferner von Neulateinern der Humanist der Deutschen Erasmus von Rotterdam und der französische Humanist Muretus verwertet worden. — Einige Vorbemerkungen, die über die Datierung und Zeitengebung im lateinischen Brief aufklären, gehen voraus. Daran schließen sich 106 ausgeführte Briefe, links deutsch, rechts lateinisch, die in folgende Abschnitte gegliedert sind: I. Einladungen. Annahme und Absage. II. Bitten

und Besorgungen. III. Von der Reise. IV. Festlichkeiten. V. Beglückwünschungen. VI. Schulverhältnisse und Studium. VII. Versöhnung. VIII. Krankheit, Tod und Beileid. IX. Politisches. X. Empfehlungen und Ratschläge. XI. Vermischtes. — Den Schluß des empfehlenswerten Büchleins bildet ein geographischer Anhang mit den neulateinischen Namen für Länder, Landschaften, Städte, Gebirge und Gewässer (*Anglia* statt *Britannia*, *Salisburgum* statt *Iuvavum* für Salzburg u. a.)

Hermann Ammon, Deutsche Literaturgeschichte in Frage und Antwort. I. Von den Anfängen bis Luther. 2. Auflage. Berlin (Ferd. Dümmler) 1930, 131 S., Preis 5 Rm. — Die eigenartige Form des Werkes — jeweils die linke Seite stellt Fragen, die auf der rechten beantwortet werden — ist entscheidend für den Wert des Buches. Es ist gedacht als Repetitorium, Studenten mögen an Hand der Fragen ihr abfragbares Wissen überprüfen. Fast alles, was philologisch sichtender Gelehrtenfleiß über die Literatur Deutschlands bis zur Zeit vor Luther zusammengetragen hat, ist geschickt und übersichtlich, kurz und doch leidlich erschöpfend gegeben: Quellen und Entlehnungen der Dichtwerke, ihre Überlieferung, wissenschaftliche Kontroversen über ihre Entstehung, ihre Form, ihren Stil, ihre Verwurzelung im Zeitgeschehen und in Modeströmungen. Für all diese Fragen ist Ammons Buch ein ausgezeichnete Wegweiser. Eines aber darf man nicht von ihm erwarten: eine ästhetische Wertung, denn die wärdet selten über einen leeren Superlativ hinaus.

Heinrich Avenhaus (Templin)

Mitteilungen des Vereines klassischer Philologen in Wien. VI. Jahrgang. Wien (Selbstverlag) 1929, 119 S. Schrifteleitung: Dr. Franz Miltner in Wien III., Rudolf Alt-Platz 4. — Festgabe für E. Hauler und H. v. Arnim mit sehr beachtenswerten Beiträgen: J. Keil weist die organische Verbindung der drei dorischen Phylen bereits vor Beginn der Wanderung nach. R. Meister ist eine allseits befriedigende Ergänzung des mit *pro-* beginnenden Kompositums im Anfangssatz der Vorrede zu Statius *Silvae* I. gelungen: *profapsi sunt* (synonym mit *exciderunt*). M. Schuster interpretiert überzeugend Hadrians fünfzeiliges Gedichtchen (*Ael. Spartianus, De vita Hadr.* XXV 9) und schließt eine textkritische Untersuchung sowie ästhetische Würdigung an. Nach J. Pavlu ist eine Stelle in Platons Euthyphron (*p.* 11 B) die Ursache des Mißverständnisses im Alkibiades I, wonach Sokrates als geschlechtsverwandt mit Daidalos betrachtet wird. Helga Koëvvar bringt Ergänzungen zu A. Ottos Sammlung von Sprichwörtern der Römer. E. Mehl erklärt das Petauron als Federbrett. K. Glaser hält eine direkte Anlehnung des Tacitus an Livius in der Darstellung des Verhaltens der Livia (und Agrippina) nach dem Tode des regierenden Gemahles (nach dem Muster Tanaquil) für fraglich. Die Schilderung des Schlachtfeldes im Teutoburgerwalde (*Ann.* I 61) ist eine Reminiszenz an Vergil *Aen.* II 27 ff. In *Ann.* I 70 ist die Katastrophe des Vitellius unrichtig eingefügt. R. Noll berichtet über einen etruskischen Spiegel des Museums der Stadt Wels in Ob.-Öst. Nach A. Lesky ist *fig.* 5 der Briefsammlung Alkiphrons echt, es ist der Brief einer Hetäre an eine Freundin. Von Helene Miltner wird ein komisches Motiv bei Terenz, die Belauschung einer sprechenden Person, erörtert. E. Vetter gibt die Bedeutungsentwicklung von *destituere*. E. Braun stellt eine Textverderbnis in des Euripides Herakliden (V. 884) richtig. Das in § 8 der Vorrede zum achten Buche des *Bellum Gall.* stehende *nobis* kann sich nur auf Hirtius beziehen. R. Egger bespricht ein aus der späteren Kaiserzeit stammendes Reliefbruchstück vom Zollfeld. B. Saria bringt neue Inschriften aus *Praetorium Latobicorum* (Trebnje). G. Maresch deutet das Wort *consul* als von fremder Herkunft (etruskisch?), *praetor* soll (unter etruskischer Umgestaltung) auf *ἑπίτωρ* zurückgehen. H. Gerstinger veröffentlicht 2 Fragmente einer „Vorhieronymianischen“ Übersetzung des Buches der Richter aus dem Kloster Lambach in Ob.-Öst. — Den Schluß bilden ein Nachruf an Gymnas.-Prof. Dr. Karl Fellensteiner sowie der Bericht über das 61. u. 62. Semester des Bestandes. **Karl Jax** (Innsbruck)

P. Th. Justesen, ein dänischer Arzt, von dessen Homererklärungen einige Proben W. Bl. IV 5, S. 118 verzeichnet wurden, beschäftigt sich in einer weiteren ebenfalls englisch geschriebenen und mit Schreibmaschine vervielfältigten Abhandlung (1925, 29 S.) mit den Verben *ἰαίειν*

und $\varphi\rho\iota\sigma\sigma\epsilon\upsilon\upsilon$ ($\varphi\rho\iota\sigma\sigma$). An Beispielen aus Homer und späteren Schriftstellern sucht er zu erweisen, daß beide Verba der Bewegungssphäre angehören und das erstere immer mit einem gewissen Grad von Wärme, das letztere von Kälte verbunden ist. Daß mehrere Stellen die vermutete Bedeutung gut vertragen, sei zugegeben, ganz überzeugen konnte er mich nicht. **Josef Pavlu**

Karl Lehmann-Hartleben (Heidelberg), Die Landschaft in der römischen Kunst [=Italien, 1. Jg. (1927), Heft 1, S. 3—11 mit 14 Abb., Verlag Niels Kampmann in Heidelberg]

Hermann Ammann (Innsbruck), Vom Ursprung der Sprache [=Die Scholle, 5. Jg. (1928), Heft 2, S. 66—76, Verlag Michael Prögel in Ansbach, Preis eines Hefes 1.50 Rm.]

Walter Stach, Zu Cäsars Nachrichten über den Ackerbau bei Sueben und Germanen [=Staat und Persönlichkeit. Erich Brandenburg zum 60. Geburtstag dargebracht ... Sonderdruck: Leipzig (Dieterich) 1928, 17 S.]

Mauriz Schuster, Ein *locus conclamatus* bei Valerius Flaccus (VII 559 ff.) [=Wiener Studien, 48. Bd., S. 116—119]

Philologische Wochenschrift 1928, Heft 1—7 (7. Jan. bis 18. Febr.): **Besprechungen:**

Aristophanes' Lysistrate erkl. v. U. v. Wilamowitz-Moellendorf. 1927, 223 S. (7. Jan.)

— *Gorgiae Helena, recognovit et interpretatus est* O. Immisch. 1927, 62 S. (7. Jan.)

— E. Täubler, Tyche. Historische Studien. 1926, 240 S. (7. Jan.) — Lehrbuch der Religionsgeschichte, begründet v. Chantepie de la Saussaye. 4., vollständig neubearbeitete Aufl. von A. Bertholet u. E. Lehmann. 2 Bde. 1925, 764 u. 740 S. (7. Jan.)

— W. v. Uxkull, Die eleusinischen Mysterien. 1927, 49 S. (14. Jan.) — A. Schulten, Numantia. III. Die Lager des Scipio. 1927, 270 S., 54 Taf., 1 Karte, 46 Pläne (14. Jan.)

— Zum altsprachlichen Unterricht: E. Müller-Graupa berichtet über neue lat. Unterrichtswerke (14., 21. u. 28. Jan.)

— J. Morr, Die Quellen von Strabons 3. Buch. 1926, 140 S. (28. Jan.) — *Oribasii Synopsis ad Eustathium, Libri ad Eunapium ed.* J. Raeder. 1926, 508 S. (28. Jan.)

— I. Heinemann, Die Lehre von der Zweckbestimmung des Menschen im griech.-röm. Altertum. 1926, 104 S. (28. Jan.) — Chr. Schrempf, Sokrates. Seine Persönlichkeit und sein Glaube. 1927, 184 S. (4. Febr.)

— J. Mewaldt, Die geistige Einheit Epikurs. 1927, 17 S. (4. Febr.) — H. v. Arnim, Arius Didymus' Abriss der peripatetischen Ethik. 1926, 161 S. (11. Febr.)

— *Sorani Gynaeciorum libri IV, De signis fracturarum, De fasciis. Vita Hippocratis secundum Soranum ed.* J. Ilberg. 1927, 304 S., 18 Taf. (11. Febr.) — S. Feist, Germanen und Kelten in der antiken Überlieferung. 1927, 79 S. (11. Febr.)

— *Tertulliani De corona liber, recensuit, praefatus est, criticis adnotationibus et indicibus instruxit* J. Marra. 1927, 47 S. (18. Febr.)

— *Opus epistolarum Des. Erasmi Roterodami denuo recognitum et auctum per* P. S. Allen et H. M. Allen. VI: 1526—1527. 1926, 543 S. (18. Febr.)

— **Mitteilungen:** S. Luria, Der Selbstmord des Königs Kleomenes I. (7. Jan.) — H. Rabe, Handschriften-Photographie (7. Jan.) — H. Gomperz, Zu Heraklit *frag.* 129 (4. Febr.)

— Th. Birt, Perses und die $\beta\alpha\sigma\iota\lambda\eta\epsilon\varsigma$ bei Hesiod (11. Febr.) — A. Schulten, Ein römisches Lager aus dem 2. punischen Kriege (18. Febr.)

Der Große Brockhaus, 7. Band: Gas—Gz. 796 S., Preis in Leinen 26 Rm., bei Rückgabe eines alten Lexikons 23.50 Rm. — Auch dieser Band bringt eine überwältigende Fülle des Wissenswertes und Nützlichen, natürlich auch wieder vieles, was besonders die Freunde der Antike angeht, z. B.: **Gedrosien**, antike Landschaft (Karte 121, F 3), umfaßte den südöstl. Teil des Hochlandes von Iran am Eingang des Pers. Meerbusens und entspricht ungefähr dem heutigen Belutschistan. G., das von den alten Schriftstellern als sonnig, trocken und unwirtlich, angefüllt mit hohen Hügeln und tiefem Sande geschildert wird, ist bekannt durch den Rückzug Alexanders d. Gr. aus Indien, vor dem nur Semiramis und Kyros dieses dürre und wasserarme Gebiet mit einem Heer durchzogen haben sollen. Die Bevölkerung bestand in der Hauptsache aus Wanderhirten. Ihre Hauptstadt Pura lag im W des Landes. — Tausende von Abbildungen und Karten schmücken auch den neuen Band des Großen Brockhaus.